

NZZ am Sonntag | 16. Juni 2004

Nintendo und der Tod

Mit 13 Jahren erhält sie die Diagnose Krebs und denkt, sie müsse sterben. Heute geht es Anja Elmer nur noch schlecht, wenn sie am Samstag nicht in den Ausgang kann. Geschichte eines nicht programmierten Überlebens.

Sterben sei eigentlich nie in Frage gekommen, sagt Anja heute. Selbstverständlich, so als hätte sie bei der Einlieferung auf dem Patientenblatt ankreuzen können: «sterben», «überleben» oder «weiss nicht».

Anja raucht eine Zigarette, spielt mit ihrem Zungenpiercing. Es ist Mittwochnachmittag. Schulfrei, zum Glück. Davor sei sie gern zur Schule gegangen, habe vorzügliche Noten gehabt, sagt sie. Wenn Anja erzählt, gibt es immer «davor» und «danach» - dazwischen liegt «damals». Damals, als sie krank war.

«Jammern nützt ja nichts»

«Es war eine Woche nach meinem dreizehnten Geburtstag. Ich kam am Mittag von der Schule nach Hause und fragte Papi, ob der Bescheid gekommen sei. Er sagte Ja. Es sei etwas Böses. Ich heulte den ganzen Mittag durch. Am Nachmittag ging ich wieder zur Schule. Ich war in der sechsten Klasse damals. Am Abend hatte ich zusammen mit meinen Eltern einen Termin bei der Hausärztin. Sie konnte noch nicht genau sagen, was für ein Krebs es war. Ich weiss noch: Am meisten erschrocken bin ich, als sie sagte, ich könne nicht mehr zur Schule.»

Heute, fünf Jahre später, hat Anja die Nase voll von der Schule. Im Sommer wird sie die Diplommittelschule abbrechen und eine Lehre im Detailhandel beginnen. Letzten Monat wurde sie achtzehn und freute sich aufs Autofahren, weil Autofahren hier hinten im Glarnerland Freiheit bedeutet. Ihr Freund hat das Billett noch nicht lange genug, also wird sie es mit der Mutter oder dem Vater lernen. Anjas Eltern sind geschieden, beide wohnen aber in Schwanden. «Davor» hatte sie beim Vater gelebt, mit Beginn der Krankheit zog sie zur Mutter.

«Zwei Tage später fuhren wir nach Chur hinauf ins Spital. Blut nehmen, Hirnströme messen, EKG, Computertomographie, Rückenmarkpunktion. Meine Eltern wollten mich wieder nach Hause nehmen, es war grad vor Pfingsten. Aber ich musste bleiben. Akute lymphatische Leukämie, Blutkrebs. Im Spital sagten sie, ich hätte ersticken können wegen der geschwollenen Lymphdrüsen. Mein Papi hat im Spital übernachtet, und am nächsten Morgen ging er mir einen Fernseher kaufen.»

Anjas Vater sitzt am Stubentisch, streicht mit der Hand über sein Boxerbärtchen, reibt sich die Nase. Schliesslich sagt er: «Jammern nützt ja nichts. Ich habe nie gesagt: Jeh, du armes Kind.» Er zündet sich eine Zigarette an und dann eine Kerze, die auf dem Stubentisch steht. Er sei halt ein positiv denkender Typ. Und Anja sei ihm da sehr ähnlich. Auch kein Jammeri. Sie hätten es meistens lustig gehabt, auch im Spital während der Chemo. Herumgeblödel, Hosenabe gespielt, um Zwanzigrappenstücke gezockt. Doch manchmal, gibt er zu, wenn sie da im Bett lag, kahlköpfig, mit zugeschwellenen Äuglein, wenn sie kaum mehr essen konnte mit ihrem kleinen, verklebten Mund, dann habe es ihm fast das Herz abgedrückt. «Aber man darf sich nicht hintersinnen in solchen Momenten.»

«Die Medikamente griffen meine Schleimhäute an. Ich durfte die Zähne nicht mehr putzen, sondern musste mit Salbei-Tee spülen. Das war so gruusig, aber mein Vater hat den sogar getrunken. Wenn es ganz schlimm war, konnte ich nur noch Kartoffelstock, pürierte Rüebli und solches Zeug essen. Einmal, da hatte ich einen so ekligen Geschmack im Mund, dass ich es nicht mehr über mich brachte, meinen eigenen Spuder herunterzuschlucken. Eine Woche lang habe ich nur gespuckt. Dann haben meine Eltern

gesagt, wenn ich runterschlucke, dürfe ich nach Hause. Da habe ich geschluckt.»

Anjas Mutter wühlt in einer Schachtel voller Fotos, Chemotherapie-Pläne, Zeitungsberichte über ein Sommerlager mit der Vereinigung der Eltern krebskranker Kinder, Krankenberichte. «Schau, 56 Kilo warst du da», sagt sie zu Anja. «Was? 56? Willst du mich verarschen?», ruft diese und reisst der Mutter den Zettel aus der Hand. Ohne die Krankheit wäre sie heute schlanker, meint sie. Aber sie steht zu ihren Kurven. Isst nur, was sie mag. Treibt nur Sport, wenn's richtig Spass macht: boarden im Winter, baden im Klöntalersee im Sommer. Sie sei nicht auf dem Gesundleben-Trip, sagt sie.

«Das Boarden habe ich so vermisst. Aber auch ganz alltägliche Dinge. Ich habe mich immer total auf ein Bad gefreut, wenn ich heim durfte. Im Spital konnte ich nicht mal duschen wegen dem Tannenbaum. Also wegen der Infusion. Einmal sass ich in der Wanne und war so schwach, dass ich nicht mehr rauskam. Meine Mutter versuchte, mich irgendwie über den Rand zu schleifen, doch ich war zu schwer. Es war eigentlich zum Heulen, aber wir mussten plötzlich so lachen. Meine Mutter sagte, gleich müsse sie wohl den Nachbarn zu Hilfe rufen. Wir haben uns geschüttelt vor Lachen.»

Nachtfahrt nach Chur

Anjas Mutter rückt den Sonnenschirm zurecht. Während der ersten Zeit von Anjas Krankheit habe sie noch in einer Druckerei gearbeitet, sagt sie. Mittags nach der Arbeit sofort auf den Zug nach Chur ins Spital, abends wieder nach Hause, morgens um fünf Uhr wieder zur Arbeit. «Irgendwann konnte ich nicht mehr», sagt sie. Sie gab den Job auf, musste bei der Fürsorge anklopfen. Dort hätten sie ihr das Auto nehmen wollen, sagt sie, Luxus. «Wo wir doch immer wieder, auch mitten in der Nacht, mit Anja nach Chur pressieren mussten, weil sie erhöhte Temperatur hatte.»

«Wenn ich Fieber hatte, nahm Mami meine Matratze zu sich ins Zimmer. Sie war oft fix und fertig. Jede Stunde musste sie mir die Temperatur messen. Hatte ich über 38,5, musste ich sofort nach Chur. Meine Tasche war immer gepackt. Oft habe ich geheult und gebettelt, sie solle doch nicht im Spital anrufen.»

Vor wenigen Monaten sind Anja und ihre Mutter zu deren Freund gezogen. Der zweite Stock des Hauses ist Anjas Reich, sogar ein kleiner Balkon gehört dazu. In ihrem Zimmer sind Kleider verstreut, verlassen steht eine Playstation herum, drei Liter Rivella neben dem Bett, ein Foto zeigt Anja und ihren Freund, sie lehnt an seiner Schulter. Seit eineinhalb Jahren sind sie zusammen. Er sei zum Glück einer, der sie auch mal in den Arsch trete, wenn sie zu faul sei für alles. Auf dem Bett liegt die Wolledecke, die Anja immer mit ins Spital genommen hatte, weil sie neue Decken nicht mag. Der Saum ist gerissen. Am Fenster ein Seidentuch, das sie «damals» geschenkt bekommen und in ihrem Spitalzimmer aufgehängt hat.

Anjas Kicherfreundinnen

«Im Spital hatte ich immer dasselbe Einzelzimmer. Wir mussten zweimal fahren, bis wir nachher mein ganzes Zeug wieder nach Hause geschafft hatten. Zeichnungen und das Seidentuch blieben hängen, wenn ich zwischendurch heim durfte. Den Rest konnte ich in einem Schränkchen deponieren. Meine Eltern haben es so eingerichtet, dass ich jeden Tag Besuch hatte. Dann machten wir Spieli. Sonst sah ich stundenlang fern, probierte alle Handarbeiten durch von Häkeln bis Gipsgiessen, las Heftli, «Mädchen», «Bravo» und so, Ich spielte Nintendo, zeichnete, schrieb Briefe. Und manchmal weinte ich auch. Logisch, wenn du viel allein bist.»

Anja zieht eine Mappe voller Briefe aus dem Büchergestell. Einer ist von Antonia. Antonia war magersüchtig, Anja hat sie im Spital kennen gelernt. Wenn Antonia nicht aus dem Zimmer durfte, weil sie nicht zunahm, steckten die beiden der Schwester Briefe zu. Dann kam Antonia in eine Pflegefamilie, der Kontakt brach ab. Sie habe sich vorgenommen, wieder einmal zu schreiben, sagt Anja. Aber sie nehme sich dauernd Dinge vor, und dann . . .

«Die Klassenkameraden von der 6. Klasse kamen mich einmal besuchen, dann nicht mehr. Schon klar, die wussten halt nicht, wie damit umgehen. Trotzdem, das sind keine Kollegen. Als ich im Herbst mit ein paar Wochen Verspätung in die Seki kam, hatten sich die Grüppchen schon gebildet. Und ich sah seltsam aus, ohne Haare. Auf dem Pausenplatz haben sich dann schon viele mit mir unterhalten, wohl eher aus Mitleid. Es war schwierig. Ich war immer wieder im Spital, und selbst wenn ich zu Hause war, konnte ich fast nie etwas unternehmen mit denen, ins Kino oder in die Badi.»

Anja und ihre Freundin Jasi sitzen in einem Café in Glarus, tauschen den neusten Klatsch aus, lachen, kichern. Jasi, ganz in Schwarz, mit einem Ring in der Nase, einem Knopf in der Lippe und klobigen Schuhen an den Füßen, gehört mit Anja zu einer Viererclique, die sich an der Diplommittelschule gefunden hat. «Wir haben ein paar Mal über die Krankheit geredet», sagt Jasi. «Aber weisch, wir sind halt nicht so ernst.» Zusammen mit Anjas Freund und einer weiteren Kollegin haben sie Anfang Jahr eine Punk-Band gegründet. Anja am Bass. Das Projekt ist bereits wieder ins Stocken geraten, weil der Proberaum fehlt. Jasi war es, die Anja zuredete, als diese überlegte, ob sie ihre Geschichte wirklich in der Zeitung sehen möchte. Anja hatte Bedenken: Anderen Mut machen, ja, das wollte sie, aber kein Mitleid.

«Und alle fragten dauernd, wie es mir geht. Leute, die ich gar nicht kannte. Nur damit sie wieder etwas zum Weitererzählen hatten. So ist das hier hinten. Manchmal, wenn Klassenkameraden aus der Seki anriefen, sagte ich zum Mami, sie solle sagen, ich schlafe. Es war natürlich lieb von denen, dass sie an mich dachten. Aber ich hasste telefonieren. Wie gohts? Was machsch? – und dann war Schluss mit Gesprächsstoff.»

Anjas Daumen fliegt über ihr Handy, tippt ein SMS. Ein paar Minuten später das nächste. Und noch eins. Sie habe jetzt Kärtchen fürs Handy, damit sie die Kosten unter Kontrolle habe. Ja, das Geld. Sie freut sich auf ihren Lehrlingslohn ab Herbst. In den Frühlingsferien hat sie eine Woche in der Fabrik gejobbt. Mit dem Geld will sie sich die Haare färben lassen. Ob pink oder blau, das weiss sie noch nicht.

«Damals habe ich mir die Haare büschelweise ausgezogen. Ich fand das megalustig, meine Mutter gar nicht. Mir war es eh egal, wie ich aussah. Wegen dem Kortison war mein Gesicht völlig aufgedunsen, wie ein Vollmond. Das hätte mich nicht gestört, wenn es nicht so gespannt hätte. Huere weh hat das manchmal getan. Aber die Müdigkeit war schlimmer als die Schmerzen. Einmal, das vergesse ich nicht, da sass ich in der Stube, und plötzlich schaffte ich es, aufzustehen. Das war ein mega Gefühl.»

Später, zu Hause, suchte Anja ein Paar ausgelatschte blaue Freizeitschuhe hervor. Wenn sie die Chemo durchstehe, hatte die Mutter versprochen, dürfe sie sich im feinen Schuhladen in Glarus ein Paar aussuchen, und für einmal werde nicht auf den Preis geschaut. Knapp zweihundert Franken haben sie gekostet. Inzwischen sind sie Anja zu klein.

«Während der Chemo mochte ich nicht einmal mehr reden, nur das Nötigste. Und das will bei mir etwas heissen. Wenn es mir brutal schlecht ging – psychisch, meine ich –, dann habe ich auch mal auf die Regeln geschissen, ging in die Badi, wenn ich mich fit genug fühlte, auch wenn es die Blutwerte nicht erlaubt hätten. Oder ich bettelte, bis Papi ein Auge zudrückte und wir an die Hasler Fasnacht gingen. Die ist nämlich voll der Hammer. Dort trafen wir allerdings prompt aufs Mami. Hey, sie ist schier ausgeflippt.»

«Nebst der dauernden Sorge um Anja habe ich mir Vorwürfe gemacht», sagt Anjas Mutter. Die Trennung von ihrem Mann – war das nicht mit ein Grund für Anjas Krankheit? Sie las viel, durchforstete das Internet, sprach mit den Ärzten darüber. Man beruhigte sie. «Aber ich bin mir heute noch nicht sicher . . .» Bekommt Anja einmal Fieber oder klagt sie über Gelenkschmerzen, ist die Angst gleich wieder da. Lieber einmal mehr als einmal zu wenig die Ärztin anrufen. «Ich bin ängstlicher als meine Tochter.»

Die Prinzessin gespielt

«Über den Tod machte ich mir keine Gedanken. Nur am Anfang, als der Bescheid kam, dachte ich, jetzt müsse ich sterben. Weil ich noch nichts wusste. Später sagten die Ärzte, die Heilungschancen stünden bei 80 Prozent. Na also. Ich sagte mir immer: Du stehst halt diese Behandlung durch, und dann bist du wieder gesund.»

«Än hertä Grind» habe seine Anja, sagt ihr Vater. Während der langen Zeit im Spital sei ihr das natürlich auch zugute gekommen. Sie habe sich schon zu wehren gewusst. Er schmunzelt. «Ich habe klipp und klar gesagt, was ich wollte. Die Ärzte waren alle sehr nett und lustig. Aber einmal hatte ich einen, der mir gar nicht passte. Ja, da sagte ich halt, er müsse gar nicht mehr kommen.»

«Manchmal gab es Zoff mit den Eltern. Wegen dem Zungenpiercing etwa, da war der Vater dagegen. Mit 14, 15 habe ich mich super mit den Eltern verstanden. Die schwierige Phase hat sich bei mir, glaub ich, nach hinten verschoben. Ich wäre vermutlich auch schon über die Ausgangsphase hinweg, wenn ich nicht

krank gewesen wäre.»

Letzthin, da waren sie in Pfäffikon, Billard spielen, dann in der Disco, nachher noch in einer Bar. Ein Kollege ist gefahren und sein Bruder. Ein Samstagabend zu Hause wäre für Anja ein Graus. Nur ja nichts verpassen.

«Nach der Chemo fing das Leben wieder an. Ich hatte drei Chemoblöcke über ein Jahr hinweg. Ein Jahr lang musste ich zu Hause noch Tabletten nehmen, etwa zehn pro Tag. Ich musste mich wieder daran gewöhnen, selbständig zu sein. Manchmal lag ich auf dem Sofa. Mami, bringsch mer, Mami, chasch mer. Dabei hätte ich mir sehr wohl selbst ein Glas Wasser holen können. Ich habe erst im Nachhinein gemerkt, wie sehr ich da die Prinzessin herausgehängt habe.»

Einmal im Monat geht Anja zur Hausärztin, um das Blutbild zu überprüfen. Und im Herbst steht die letzte Kontrolle in Chur bevor. Anja nimmt's locker. Sie zündet sich noch eine Zigarette an. Wenn das Päckli 5.50 kostet, will sie aufhören. Die Eltern können nicht begreifen, dass ausgerechnet sie . . . Anja findet, entweder sterbe man gesund oder dann eben krank. Und: «Ich weiss ja jetzt, wie das geht, mit dem Krebs.» Über einen möglichen Rückfall zerbricht sie sich nicht erst den Kopf. Darüber könne sie nachdenken, wenn es passieren sollte. Überhaupt: «Damals», das ist jetzt vorbei. Anja ist gesund.

© Andrea Strässle